

Friedrich-Wilhelm Lindemann

„...das predigt von den Dächern.“ Vom Mut, sich zu positionieren.

Predigt am 30. 10. 2011 in der Apostel-Paulus-Kirche, Berlin-Schöneberg

I.

Liebe Gemeinde,

es ist eine Gruppe von Judenchristen, die etwa 80 Jahre nach Christi Geburt wegen ihrer religiösen Praxis von der Führung und Mehrheit des jüdischen Volkes verfolgt und aus Palästina vertrieben im Nachbarland Syrien Zuflucht gefunden hat. Sie hatten in ihrer Heimat offenkundig wie Spaltpilze gewirkt, was unter dem Druck der römischen Besatzung der herrschenden Schicht besonders gefährlich erschien. Sie glaubten, daß mit dem Wirken Jesu das ersehnte Reich Gottes bereits angebrochen sei und dass sie, die Anhänger Jesu, eine „bessere Gerechtigkeit“ lebten als die anderen Juden. In diesem historischen Zusammenhang schreibt Matthäus die sog. „Aussendungsrede“ Jesu an seine 12 Jünger, mit der er sie zur Mission an den ursprünglichen Glaubensgenossen auf den Weg schickt.

Daraus nun die folgenden Verse, Mt. 10, 26b-28.

„Es ist nichts verborgen, was nicht offenbar werde, und ist nichts heimlich, was man nicht wissen werde. Was ich euch sage in der Finsternis, das redet im Licht; und was euch gesagt wird in das Ohr, das predigt auf den Dächern. Und fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib töten und die Seele nicht können töten! Fürchtet euch aber vielmehr vor dem, der Leib und Seele verderben kann in der Hölle.“

Liebe Gemeinde, wir leben im Moment – Gott sei Dank – nicht in Bedrängnis wie die judenchristliche Gemeinde in Syrien damals, wie für Freiheit und Gerechtigkeit protestierende Menschen in Syrien heute, oder wie Naturgewalten und Zivilisationskatastrophen ausgesetzte Menschen in Japan oder in Thailand. Ja selbst die Euro-Krise, die viele geängstigt hat und noch ängstigt, scheint vorerst gebannt.

Aber noch vor 70-80 Jahren geschahen Bedrängnis, Ausgrenzung und Vertreibung mitten unter uns. Daran erinnern eindrücklich die Straßenschilder im bayerischen Viertel.

„Badeverbot für Juden im Strandbad Wannsee“ (1933), „Juden werden aus Gesangsvereinen ausgeschlossen“ (1933), „Eheschließungen und außerehelicher Verkehr zwischen Staatsangehörigen deutschen Bluts und Juden werden mit Zuchthaus bestraft. Trotzdem geschlossene Ehen sind ungültig.“ (1935) „Die Taufe von Juden und der Übertritt zum Christentum hat keine Bedeutung für die Rassenfrage.“ (1936) „Führerscheine und KFZ-Zulassungen von Juden werden für ungültig erklärt und die Ablieferung angeordnet.“ (1938) „Juden müssen ihre Rundfunkgeräte abliefern.“ (1939) „Bei der Auswanderung dürfen

Schmuck und Wertsachen nicht mitgenommen werden.“ (1939) Um nur einige zu nennen. 1993, 60 Jahre nach Beginn dieser deutschen Schreckensherrschaft, wurde durch die Installation solcher Denkmals-Tafeln hier in Schöneberg „von den Dächern gepredigt“, was einst überwiegend im Verborgenen – nämlich nur im Jüdischen Nachrichtenblatt – angeordnet wurde, aber doch vor aller Augen geschah. Als Bewohner dieses Viertels würde ich mich wahrscheinlich an den täglichen Anblick dieser Schilder gewöhnen. Aber als gelegentlichen Besucher bewegen sie mich immer wieder, lösen Beklommenheit aus.

Ich spreche als Gastprediger heute Abend davon, weil sich die Nationalsozialisten für ihre Rassenpolitik auf Martin Luther berufen haben und in der christlichen Bevölkerung ein offenes Ohr fanden. Ein fürchterlicher Zusammenhang, eine schreckliche Folge einer öffentlichen Positionierung.

1523, zwei Jahre nach seinem berühmten Auftreten vor dem Kaiser beim Reichstag in Worms, durch das er überregional zur Symbolgestalt des Widerstands gegen Kaiser und Papst geworden war, hatte Luther, 40 Jahre alt, in einer Streitschrift „Daß Jesus Christus ein geborener Jude sei“ die hebräische Bibel als den gemeinsamen Urgrund des Glaubens herausgestellt und die Judenverfolgungen der Zeit verurteilt: „Denn sie haben mit den Juden gehandelt als weren es hunde und nicht menschen.“ „So sollen wir...brüderlich mit den Juden handeln.“ Damit durchbrach Luther die in der Kirche des Mittelalters gültige Deklassierung des Judentums. Aber sie sollen missioniert werden: „Ich hoff“, schreibt Luther, „wenn man mit den Juden freundlich handelt und aus der heyligen schrift sie seuberlich unterweysset, es sollten yhr viel rechte Christen werden und widder tzu yhrer vetter, der Propheten und patriarchen glauben treten...“ Warum sollten sie nicht genauso wie er beim Studium der hebräischen Bibel zu der Einsicht kommen, daß in Christus der gnädige Gott erschienen, das Heil gekommen ist? Einzelne Juden folgten ihm wohl, aber nicht das Judentum. 20 Jahre später, als Luther von Krankheit und Resignation geplagt um den Erfolg der Reformation fürchtete, sah er es zusammen mit dem Papsttum in der erstarkenden Gegenreformation nur noch als Gegner, als Repräsentanten des Teufels. In seiner Schrift „Von den Juden und ihren Lügen“ (1543) warnt er die Christen, sich für Juden einzusetzen, verurteilt er die jüdische Schriftauslegung und warnt, diesen „Lügen“ zu glauben. In Sorge um den Schutz der Wahrheit seiner Lehre rät er gar der Obrigkeit, Synagogen und die Schulen der Juden anzuzünden, ihnen alle „barschaft und kleintot“ zu nehmen, ihre Häuser zu zerstören und sie in einen Stall zu tun wie die Zigeuner. Noch 3 Tage vor seinem Tod sagt er in einer Predigt: „Wenn sie sich bekehren, ihren Wucher lassen und Christum annehmen, so wollen wir sie gern als unsere Brüder halten.“ Aus dem brüderlichen, freundlichen Reden ist „harte Barmherzigkeit“ mit Todesfolge geworden, eine Konsequenz, die Luther sicherlich nicht beabsichtigt hatte. Seine religiösen Argumente hatten aber rassenpolitisch benutzt werden können.

II.

„Was euch gesagt wird in das Ohr, das predigt von den Dächern.“

Auf wen hat Luther gehört, als er dieses alles schrieb? Offensichtlich waren es sehr unterschiedliche Stimmen, die den alten, den 60 jährigen und den 40jährigen trieben, und es

waren jeweils andere Zeiten. In der frühen Schrift klingt Hoffnung durch. Sie schließt mit den Worten: „Gott gebe uns allen seine Gnade.“ In der späten sind Angst und Sorge tonangebend, eben die Gefühle und Charaktereigenschaften, die den jungen Luther umgetrieben hatten, bis er die große Befreiung erfuhr durch die theologische Erkenntnis, daß er seine Existenzberechtigung nicht durch seine Bußleistungen nachweisen kann und muß, sondern daß das Ja Gottes zu ihm längst gesprochen ist, ehe er irgend etwas geleistet hat.

Luther war genial begabt, hochempfindlich,selbstkritisch und in der Klosterzeit ständig Versagensängsten ausgesetzt. So streng waren seine Anforderungen an sich selbst. Sein Ordensoberer Johann Staupitz wurde ihm Freund und ermutigender Vater. Er brachte ihn von der Beschäftigung mit sich selbst, der vergeblichen Arbeit an der eigenen Vollkommenheit, zur Arbeit an einem äußeren Gegenstand, nämlich an der Auslegung der Bibel und förderte seine Karriere. Als der bereits zum Doktor promovierte Bruder Martin wieder einmal darüber klagte, er sei zu krank zum Lehren und Predigen und werde darob sterben, entgegnete Staupitz trocken: „Es ist gleich recht. Unser Herrgott hat jetzt viel zu schaffen. Wenn Ihr sterbt, so kommt Ihr in seinen Rat. Denn er muß auch einige Doctores haben!“.

Luther lehrte Bibelwissenschaften und – so dürfen wir sagen – hatte das Glück, in seiner beruflichen Tätigkeit Lebens- und Glaubensgewinn zu finden. „Das kann doch kein anderes Buch, Lehre noch Wort,“ sagt er einmal, „daß es in Nöten, Angst, Elend, Sterben...tröste, ohn allein dieses Buch, darin Gott selbst mit uns redet, wie ein Mensch mit seinem Freunde.“ In den Buchstaben der Schrift Gottes Wort zu finden, mit dem Gott zu mir spricht „wie ein Mensch mit seinem Freunde“, das ist das Neue, das Luther erfahren und „von den Dächern gepredigt“ hat.

Wie hat Luther es angestellt, daß aus toten Buchstaben lebendig machender Geist entsprang? Ganz einfach: „wollen ein Wort nach dem anderen bewegen, wollen wir nu hören von Wort zu Wort“. Die Psalmen, aus denen er im Kloster täglich betete, waren ihm besonders lieb. Während andere Bücher viel von den „Werken der Heiligen rumpeln“, ist der Psalter „ein ausbund Darin er auch so wol und süsse reucht, wenn man darinnen lieset. Das er nicht allein die werck der Heiligen erzelet/ Sondern auch ihre wort/ Wie sie mit Gott geredet und gebetet haben/ und noch reden und beten.“ Das Entscheidende aber ist: „Das wir (dadurch) in den grund und quelle irer wort und werck/ das ist in ihr hertz sehen können/ was sie fur gedanken gehabt haben/ Wie sich ihr hertz gestellet und gehalten hat/ in allerley sachen/ fahr und not“ gegen Gott und Mensch. Im Psalter findet sich ausgesprochen, was den Menschen bewegt und betrifft, und zwar so, daß ein jeder seine Lage darin begreift.

„Denn ein menschlich hertz“, heißt es in der Vorrede zum Psalter, „ist wie ein Schiff auf eim wilden Meer/ welchs die Sturmwinde von den vier örtern der welt treiben. Hie stösset her/ furcht und sorge fur zukünftigem Unfal. Dort feret gremen her und traurigkeit/ von gegenwärtigem Ubel. Hie webt Hoffnung und Vermessernheit/ von zukünftigem Glück. Dort bleset her sicherheit und freude in gegenwärtigen gütern. Solche sturmwinde aber leren mit ernst reden und das hertz öffnenen/ und den grund eraus schütten. Denn wer in furcht und not steckt/ redet viel anders von unfal/ denn der in freuden schwebt. Und wer in freuden schwebt/ redet und singet viel anders von freuden/ denn der in furcht steckt. Es gehet nicht von hertzen/(spricht man) wenn ein Trawriger lachen / oder ein Frölicher weinen soll/ das ist/

Seines hertzen grund stehet nicht offen/ und ist nicht er aus. WAS ist aber das meiste im Psalter/ denn solch ernstlich reden/ in allerley solchen Sturmwinden?“

Man spürt, wie sich hier jemandem Texte erschlossen haben, die er mit ganzem Herzen, ganzer Seele und ganzem Verstand aufgesogen, durchgekaut, verdaut hat. Diese im Bibelbuch gegebene, bereitstehende geistige Nahrung, die zur sinnlichen Erfahrung wird, begründet und befreit seine eigenen Rede, macht ihn sturmfest gegenüber Kaiser und Papst, befähigt ihn zu der ungeheuren Übersetzungsleistung, die den Zugang zu Gottes befreiendem Wort allen ermöglichen sollte, befähigt ihn auch zu kluger, einfühlsamer, bisweilen überfordernder Seelsorge und schützt ihn nicht vor seinen Attacken gegen die Juden.

III.

Vom Mut sich zu Positionieren.

Was können wir von diesem genialen und zwiespältigen Mann lernen?

Dreierlei möchte ich in unserem Zusammenhang hervorheben:

1. Man ist nie auf der sicheren Seite, wenn man sich mit einer eigenen, vom allgemeinen Konsens abweichenden Wahrheit positioniert. Sei es in der öffentlichen Rede in Politik oder Beruf, in der Schulklasse oder Elternversammlung oder in der Gemeinde. Man kann in der Regel die Folgen nicht übersehen.
Die frühen Christen, der junge Luther, Dietrich Bonhoeffer und viele andere haben sich bei Gefahr für Leib und Leben positioniert. Wir normalen Leute heute haben zu fürchten, überhört, belächelt, mißachtet zu werden, und im schlimmsten Fall mit Isolierung, Mobbing und Rauswurf zu rechnen. Das sind reale Gefahren, die ernst zu nehmen sind und denen klug zu begegnen ist, zB dadurch, dass wir sehr genau überlegen, welche Handlungsspielräume in unserer Rolle jeweils nutzbar sind, und ob und wo sie verlassen und die gegebenen Grenzen überschritten werden müssen.
2. Von den äußeren sind die inneren Gefahren zu unterscheiden. Die Angst, nicht gut genug zu sein, sich zu blamieren, beschämt oder auch schuldig zu werden. Mit solchen Ängsten befinden wir uns im gleichen Hospital wie Luther. Da können wir uns von ihm anregen lassen, Trost und Klarheit zu gewinnen sowohl aus dem Hören auf die Worte der Bibel als auch aus dem „wechselseitigen Gespräch der Brüder“, wie er es ausdrückte. Das kann bei allem Respekt vor den Grenzen des anderen mit Zugriff und Humor geschehen nach der Methode Staupitz.
3. Luthers „harte Barmherzigkeit“ gegenüber den Juden und deren Folgen schärfen meine Wahrnehmung für eigene archaische, aggressive Impulse und Gedanken, wenn mich Fremdes erheblich stört. Und zwar um diese Impulse nicht einfach zu übergehen, sondern sie als zu mir gehörend anzuerkennen, um mich bewußt von ihnen distanzieren zu können. Das kann durchaus mit Schamgefühlen verbunden sein. Die böse Geschichte schärft aber auch meinen Blick dafür, wo heute in unserer Gesellschaft abweichend vom Ideal anzustrebender Gleichheit und Gleichwertigkeit Ungleichheit zwischen den Einkommensgruppen zunimmt, was steigende soziale wie

gesundheitliche Probleme der schwachen Gruppen mit sich führt und zu einem Anstieg der Gewalt – wie wir es vor einiger Zeit in englischen Großstädten gesehen haben. Es sind die besser Gestellten, die in Krisenzeiten selbst von Abstiegsängsten geplagt soziale Kälte verbreiten. Es ist diese „rohe Bürgerlichkeit“, die die soziale Spaltung in unserer Gesellschaft kaum wahrnimmt und verstärkt.

Es ist richtig, anlässlich des vor 50 Jahren unterzeichneten Anwerbevertrags zwischen der Türkei und Deutschland, sich bei den „Gastarbeitern“ zu bedanken. Durch sie haben wir einen Teil unseres Reichtums und unserer demokratischen Entwicklung in einer multikulturell gewordenen Gesellschaft gewonnen. Aber ebenso wichtig ist, darauf zu achten, wo in aller Stille Desintegration geschieht.

Daß wir den interreligiösen und interkonfessionellen Dialog durchaus mit protestantischem Profil und ohne jede Bekehrungsabsicht weiterführen, finde ich so selbstverständlich wie notwendig. Das gemeinsame Nachdenken über Fremdes führt zur Entdeckung des Eigenen und des Gemeinsamen, fördert die eigene und gemeinsame Weiterentwicklung und dient dem Frieden.

Schließen möchte ich diese Predigt zum Reformationsfest mit Worten des jüdischen Dichters Franz Kafka, die ich als eine Variation der reformatorischen Grunderkenntnis Luthers lese. Kafka notiert 1921 in seinem Tagebuch:

„Es ist sehr gut denkbar, dass die Herrlichkeit des Lebens um jeden und immer in ihrer ganzen Fülle bereit liegt, aber verhängt, in der Tiefe, unsichtbar, sehr weit. Aber sie liegt dort, nicht feindselig, nicht widerwillig, nicht taub. Ruft man sie beim richtigen Wort, dann kommt sie. Das ist das Wesen der Zauberei, die nicht schafft, sondern ruft.“

Amen.